

Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review
Band: 5 (1897)
Heft: 20

Artikel: Zur christlichen Kulturgeschichte [Schluss]
Autor: Langen, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-403395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR CHRISTLICHEN KULTURGESCHICHTE.

(Schluss *).

V.

Innocenz III. war der mächtigste aller Päpste; das 13. Jahrhundert nach den Begriffen der Ultramontanen das glänzendste, welches die Kirche erlebt. Es war das Jahrhundert des Untergangs der Hohenstaufen, der gewaltigsten Feinde der päpstlichen Weltherrschaft, das Jahrhundert des Thomas von Aquin und der Inquisition. Aber das Jahrhundert wahrer christlicher Kultur war es nicht. Unter dem glänzenden Schimmer der Kirchlichkeit verbarg sich viel Sittenlosigkeit, Unglaube und Barbarei. Die Kreuzzüge hatten Niederlage und Verwilderung zur Folge. Wie ein grosses Duell zwischen Christentum und Islam unternommen, hatten sie den Erfolg gegen sich, und darin erblickten alle offenen und geheimen Papstgegner das Gottesgericht, welches wider die Papstkirche entschieden. Auch war man während der langen Dauer dieser päpstlichen Kriegszüge in den Orient sowohl mit der griechischen Kirche als mit den Moslemin in zu nahe Berührung gekommen, als dass nicht die abendländische Gedankenwelt in einen folgenreichen Gährungsprozess hätte versetzt werden müssen. Man denke nur an Kaiser Friedrich II. und seinen Hof. An der Pariser Universität regten sich skeptische Elemente, der Engländer *Roger Baco* wies der Entwicklung der Menschheit neue Bahnen an, phantastischer und abenteuerlicher der Spanier *Raymund Lullus*.

*) Siehe vorige Nummer, S. 459—479.

Die einseitige Begriffstheologie forderte allmählich die Mystik heraus, welche die unmittelbare Versenkung in Gott zum höchsten Ziele machte und zuletzt zur Verachtung alles äussern Kirchenwesens und zu einem bald mehr und bald weniger ausgesprochenen Pantheismus führte. Die Inquisition sollte Arbeit genug bekommen. Ob ohne sie die grossen Scholastiker *Alexander* von Hales, *Duns Skotus*, *Albertus Magnus*, *Thomas* von Aquin, welche mit Hülfe des Aristoteles und der mohamedanischen Philosophen ihre Systeme bildeten, die Einheit der Kirche hätten retten können? Wir möchten es bezweifeln. Aber, die Scheiterhaufen im Hintergrunde, bauten sie, namentlich Thomas, der specifisch päpstliche Theologe, das Dogma aus, welches im 12. Jahrhundert noch in manchen Punkten schwankend oder nicht vollkommen entwickelt war. Die Dogmatik, seit Jahrhunderten über den Machtfragen bis zur Indifferenz vernachlässigt, erhielt durch ihn ihren Abschluss. Daneben sorgten die Päpste selbst für die Zusammenstellung des *corpus iuris canonici*, wie sie thatsächlich ihre Macht über das Kaisertum befestigt — und die Papstkirche war nach 900jährigem Ringen fertig.

Aber doch eigentlich mehr in der Theorie als in der Wirklichkeit. Selbst ein Innocenz III. hatte neben grossen Siegen zahlreiche Niederlagen zu verzeichnen. Der Orient schüttelte nach einem halben Jahrhundert das päpstliche Joch des lateinischen Kaisertums wieder ab, nahm die Überlieferung griechisch-klassischer Litteratur und morgenländischen Kirchentums wieder auf, so dass nur inhaltlose Titel lateinischer Bischofsstühle i. p. i. übrig blieben. Und wie eine politische Frage, die Gründung des abendländischen Kaisertums im Jahre 800, den stärksten Anstoss zur grossen Kirchentrennung gegeben, so war es wieder eine politische That, der Sturz des byzantinischen Kaisers durch Innocenz III. und dessen Ersetzung mit einem Lateiner, was den Hass der Orientalen gegen Rom entflammte und die Trennung besiegelte. Aber selbst die lateinischen Patriarchen und Bischöfe, welche nur so kurze Zeit im Orient walteten, vermochte die römische Kurie nur mit grosser Mühe im Zaume zu halten. Es war, als ob sie die Luft des gelehrten, mit der kirchlichen Vorzeit so vertrauten Photius im Morgenland einatmend, zu einem freieren Geiste erwachen wollten, der die Zwangsjacke der grossenteils auf Fälschungen beruhenden päpstlichen Dekretalen nicht mehr ertrug.

Und was Bildung und Kultur im Abendlande betrifft, so kann man sicher nicht behaupten, dass die „herrlichste Zeit der Kirche“, das 13. Jahrhundert, hier viel gebessert hätte. Aus der tiefsten Sehnsucht nach wahrer Religiosität war im Gegensatz zu dem äussern kirchlichen Glanze das Unternehmen des schwärmerischen *Franziskus* von Assisi hervorgegangen, mit seinen Genossen das „arme Leben Jesu“ nachzuahmen. Aber bald wurde von der Kurie sein Orden, wie der auch auf das Prinzip der Armut aufgebaute Orden des hl. *Dominikus* in den Dienst ihrer eigenen realistischen Zwecke gestellt. Sie bildeten beide die Garde des Papsttums an den Universitäten, auf den Kanzeln, in den Beichtstühlen, um die Wirksamkeit der Weltgeistlichkeit und selbst der Bischöfe möglichst brach zu legen und durch ihre Privilegien und Exemtionen den Universaliepiskopat des Papstes zur Geltung zu bringen. Eine Besserung des Klerus wurde durch diese „armen Prediger des Evangeliums“ nicht erzielt, sondern eine Verarmung der niedern und eine Verbitterung der hohen Geistlichkeit. Auch sorgte die scholastische Wissenschaft dafür, dass bei ihnen weniger vom Evangelium als von den päpstlichen Dekretalen die Rede war. Die Dominikaner wurden die geborenen Inquisitoren, und was im Franziskanerorden an dem wahren Geiste des Stifters, d. i. dem des ursprünglichen Christentums in schwärmerischer Form, festhalten wollte, geriet zum Teil auf den Weg der Revolution gegen das Papsttum und fiel der Inquisition zum Opfer. Aus den Synodalbeschlüssen des spätern Mittelalters gewinnen wir über die sittlichen Zustände kein anderes Bild als in früherer Zeit. Die Synode von Avignon (1209) verbietet, an Heiligenfesten theatralische Tänze oder obscöne Reigen in der Kirche aufzuführen und dort erotische Lieder zu singen. Verbote für die Geistlichen, weibliche Bedienung im Hause zu haben, kehren immer wieder. Eine Synode von Paris (1212) fügt bei, um die Habsucht der Geistlichen zu zügeln, verbiete sie, dass Laien gezwungen würden, Legate für Anniversarien zu machen. Die Geistlichen dürften nicht zu viele Anniversarien annehmen, so dass sie Mietgeistliche anstellen müssten, auch nicht wegen der Stipendien ausser der Messe noch trockene Messen (ohne Konsekration) lesen, überhaupt Sakramente und Sakramentalien nicht verkaufen. Die Synode von Rouen (1231) will, dass die Konkubinen der Priester

öffentlich in der Kirche geschoren werden sollen. Der Erzbischof von Canterbury verbietet gleichfalls 1236 das Kaufen der Messen; wer zu viele Anniversarien übernommen habe, dürfe solche nicht für Geld einem andern überlassen. Der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstetten verordnet 1260, die Geistlichen dürften nicht wie bisher im Konkubinat leben, ihre Kinder nicht aus dem Kirchengut bereichern und deren Hochzeiten nicht beiwohnen. Sie brauchten zwar nicht gelehrt zu sein, aber sie müssten bei dem Gottesdienst lesen und singen können, andernfalls aber sich einen Stellvertreter halten. Die Messe, fügt eine Kölner Synode um 1279 hinzu, solle möglichst rasch gelesen werden, damit die Gläubigen nicht überdrüssig würden. Eine Synode von Ravenna (1311) beschliesst, Pfarrer dürfe nur werden, wer das Offizium recht lesen und singen könne; Domherren müssten wenigstens 15, Stiftsherren 12 Jahre alt sein. Und drei Jahre später: Da viele Priester nie Messe läsen, werde verfügt, dass jeder Priester wenigstens einmal zu celebrieren habe. Was auf diesen Synoden von den Geistlichen gefordert wurde, entsprach ungefähr dem Verlangen Innocenz' IV. in der Blütezeit der Scholastik: Bischöfe und Pfarrer müssten wenigstens über das apostolische Glaubensbekenntnis Bescheid wissen, während stellenlosen Geistlichen genüge, zu wissen, was die Eucharistie sei. Die Synode von Magdeburg (um 1390) wagt sich sogar an die päpstlich privilegierten Bettelmönche, welche herumstreiften und mit Frauen, die sie Marthae nannten, zusammenwohnten. Desgleichen die Synode von Hamburg (1406), die den Minoriten vorwirft, sie predigten, wer das Franziskanerkleid trage, könne nicht verloren gehen, weil der hl. Franziskus jährlich einmal ins Fegfeuer hinabsteige, die Seinigen zu befreien.

Was nur an den Synodalbeschlüssen seit dem 13. Jahrhundert auffällt, ist das Bestreben der kirchlichen Behörden, auch die weltlichen Verhältnisse zu beherrschen. So verordnet die Synode von Narbonne (1227), Testamente dürften nur in Gegenwart katholischer Männer und des Pfarrers gemacht werden. Ähnlich zwei Jahre später die Synode von Toulouse, welche auch jedem der Häresie Verdächtigen untersagt, die ärztliche Praxis auszuüben. Die Synode von Albi (1254) will sogar, allerdings auch durch die grosse Albigenserbewegung dazu veranlasst, dass nur bischöflich approbierte Ärzte in den

Gegenden der Ketzer praktizierten, desgleichen, dass Testamente nur in Gegenwart eines Priesters gemacht werden dürften, und dass die Priester die ausgeworfenen frommen Legate in der Kirche proklamieren sollten. Niemand, bestimmt die englische Synode von Lambeth (1281), darf als Advokat auftreten, der nicht drei Jahre lang kanonisches und bürgerliches Recht gehört hat. Und ganz unabhängig von ketzerischen Bewegungen erklärt die Synode von Trier (1310): Da so viele Unwissende als Ärzte praktizieren, darf niemand mehr ohne Erlaubnis des Bischofes und ohne Prüfung in Kenntnissen und Sitten dies thun. Die Synode von Ravenna (1311) verbietet den Ärzten, Kranke öfters zu besuchen, die nicht auch einen Geistlichen kommen liessen. Ohne Erlaubnis des Bischofs, verlangt die Synode von Avignon (1326), darf kein Apotheker Gift verkaufen. Klemens V. sah sich 1309 genötigt, in einem Schreiben an die medizinische Fakultät von Montpellier derartige Befugnisse etwas einzuschränken: Christus, der den Schlüssel aller Erkenntnis besitze, habe ihn aller Wissenschaft vorge-setzt; deshalb verfüge er, dass wegen entstandener Schäden der Bischof nur mehr mit Zustimmung der Fakultät die Ärzte zu approbieren habe.

Dass durch diese Einmischung der geistlichen Gewalt in die weltlichen Verhältnisse die Kultur sehr gefördert worden sei, kann man nun nicht behaupten. An den Universitäten blühte im 13. Jahrhundert die scholastische Theologie und entwickelte einen Scharfsinn ohnegleichen. Allein Gelehrsamkeit und Scharfsinn beweisen noch nichts für gesunde Vernunft und wissenschaftlichen Geist. Die Scholastik ging von so naiven, zu fixen Ideen gewordenen Vorstellungen aus, dass selbst ihr angesehenster Vertreter, Thomas von Aquin, Behexung, Erzeugung von Kindern mit Dämonen und ähnliche Scheusslichkeiten für ganz selbstverständlich hielt und mit ernstester Miene bis ins Detail erörterte. Wie mag es da unter dem gewöhnlichen Klerus, den Mönchen und dem Volke ausgesehen haben? Ein authentischer Zeuge der allgemeinen Anschauungsweise im 13. Jahrhundert ist der Cisterziensermönch *Cäsarius* von Heisterbach. Dessen *Dialogus miraculorum* behandelt eigentlich nur zwei Themata: die Verkommenheit der Geistlichen, Mönche und Nonnen, und die abenteuerlichsten Wunder— besonders Teufelsgeschichten. Einige Beispiele mögen dies be-

weisen. Von einem Mönche weiss der Verfasser, dass er mit 2000 Jahren Fegfeuer bestraft wurde. (II, 2.) Augenzeugen versicherten ihm von dem Pfarrer Arnold von St. Remigius in Bonn folgendes: Derselbe hatte eine schöne Tochter, die er vor den Bonner Jünglingen und besonders den Kanonici hüten musste. Trotzdem wurde sie vom Teufel verführt und machte nun viele unsinnige Streiche, verschluckte Würmer u. s. w. Der Vater schickte sie weg, um sie vom Teufel zu befreien. Dieser beklagt sich hierüber und schlägt den Vater so heftig wider die Brust, dass er Blut speit und in wenigen Tagen stirbt (III, 8). Der gelehrte, aber leichtsinnige Scholastikus Johannes wollte sich mit einer Frau vergehen; statt ihrer lässt sich der Teufel missbrauchen, der sich andern Morgens zu erkennen giebt. Johannes verlacht und vertreibt ihn mit einem unzüchtigen Zauberwort (III, 10). Die Hunnen stammen aus Vermischung von Weibern mit Dämonen. Der berühmte Seher Merlin hatte einen Dämon zum Vater und eine Nonne zur Mutter. (III, 12.) Die Konkubine eines Bonner Geistlichen, der sich erhängte, wurde Nonne zu Langwaden. Als sie die unsaubern Anträge eines Dämons zurückwies, schneuzte dieser sich und warf den Schleim wider ihr Kleid, der wie Pech aussah und roch (III, 13). Nach IV, 9 steckte der Teufel die Stimmen mehrer Kleriker, welche ausgelassen sangen, in einen Sack. Als der Erzbischof Theodorich von Köln auf dem Godesberg eine Festung anlegte mit dem Wuchergelde, das er einem Juden abgenommen, sah ein Priester, wie der hl. Michael mit ausgebreiteten Flügeln samt den Reliquien aus der Kirche auf dem Godesberg über den Rhein auf den Stromberg flog, wo eine Kapelle des hl. Petrus stand (VIII, 46). Ein Bonner Kanonikus besuchte oft die Nonnen in Dietkirchen, ging dann durch die Kirche, ohne vor dem Altare Johannes des Täufers sich zu verbeugen. Da erscheint ihm der Heilige und tritt ihn heftig wider den Leib, dass er die Wassersucht bekommt, an der er stirbt (VIII, 52). Die Priester, so behauptet Cäsarius XII, 19 unbefangen, leben zum grossen Teil schlecht und unenthaltsam.

Diesem traurigen Kulturbilde des Heisterbacher Mönches reihen wir ein solches aus der 1283 geschriebenen Chronik des Franziskaners *Salimbene* für die Zustände in Italien an. Er erzählt, 1233 hätten in Parma Volksmissionen stattgefunden.

Einer der Missionare, Namens Benedict, habe in phantastischer Kleidung, durch eine Trompete die Strassenleute um sich sammelnd, Busse gepredigt als Johannes der Täufer. Als die Prediger mittheilten, was und wo gegenwärtig ihre Genossen in entfernten Städten predigten, und sich dies auch bestätigte, traten viele in die Orden der Dominikaner und Franziskaner ein. Aber die Missionare spotteten auch in ihrer Eifersucht über einander und wollten sich im Wunderthun überbieten. Zu Bologna versprach Boncompagnus, gegen Himmel zu fliegen. Da eine grosse Menge sich zu diesem Schauspiel versammelt, band er sich Flügel an, und nachdem das Volk voll Erwartung ihn einige Zeit angeschaut, sagte er: nun geht wieder nach Hause, ihr habt jetzt mein Gesicht lange genug betrachtet. Solche Missionen werden wohl weniger gefruchtet haben, als die Sonnenfinsternis von 1239, welche nach unserem Franziskaner einen solchen Schrecken verbreitete, dass man das Ende der Welt gekommen glaubte und mit Furcht und Zittern Busse that. Der Podesta von Lucca führte selbst, das Kreuz in der Hand, eine Prozession an; viele empfingen die Sakramente, langjährige Feindschaften wurden geschlichtet u. s. w. Die Privilegierung der Bettelmönche durch die Päpste erklärt Salimbene durch den schlechten Wandel und die Unwissenheit der Weltgeistlichen. Es gebe Geistliche, welche Wucher trieben, um ihre unehelichen Kinder zu ernähren, welche Schenken hielten mit dem Kranz über der Thür und Wein verzapften, dagegen ihre Kirchen verkommen liessen. Bekannt ist, wie die kirchliche Veräusserlichung das religiöse Bedürfnis der Busse auf unnatürliche Bahnen trieb und die abenteuerlichen Geisslerfahrten hervorrief. Zum Jahre 1260 notiert Salimbene auch, dass die Selbstgeisselung allgemein geworden sei. Wer dieselbe nicht geübt habe, auf den sei mit Fingern gezeigt worden, wie auf einen teuflischen Menschen. Die Stadtobrigkeit von Cremona habe gedroht, wenn noch ein Geisslerzug ankomme, sollten alle Teilnehmer aufgehangen werden. Aber Gott habe die, welche sich dieser Busse nicht hätten unterziehen wollen, mit Krankheit und Tod bestraft.

Hören wir einen gleichzeitigen Dominikaner. Der Cardinal *Hugo* von St. Caro lässt in seiner Postille zur hl. Schrift keine Gelegenheit vorübergehen, das weltliche Treiben, Simonie und Nepotismus des Klerus an den Pranger zu stellen. Christus,

schreibt er zu Ps. 15, gründete die Kirche durch sein Blut, und die Prälaten richten sie durch das ihrige (d. h. die Bereicherung ihrer Familie) zu Grunde. Darum sind sie keine Stellvertreter, sondern Feinde Christi. Zur Apostelzeit konnte Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht gewinnen; in dieser elenden Zeit nur das Fleisch und Blut der Prälaten. Die Gläubigen, führt er zu Ps. 68 aus, werden im Gehorsam der römischen Kirche verbleiben. Aber wie lange? So lange sie in Christus bleibt. Die Nachahmer der Apostel werden sie besitzen, gesetzt, dass nicht bloss aus den Vornehmen und den Römern Kardinäle und Päpste gewählt werden, sondern aus den Guten jedes Standes und Volkes. Jetzt giebt es viele in der Kirche, welche die Schafe scheren, aber wenige, die sie weiden. Die Stadt Davids haben sie erbaut, d. i. Rom mit gewaltiger Mauer und starken Türmen, von der Beute ihrer Untergebenen, und daraus folgt der Ruin der Kirche. Aber Gott wird sie nicht verlassen (zu Ps. 31). Die Römer klagt der Psalmist (Ps. 73) des Gottes hasses und des Stolzes an. Ihr Stolz ist allen bekannt, weil er von Tag zu Tag steigt. Darum können sie sagen: mein kleiner Finger ist dicker als der Rücken meines Vaters, d. i. Petri und Pauli. Deren Nachfolger gleichen Roboam, dessen Namen bedeutet „Aussauger der Völker“ oder „Verführung zur Sünde“, weil sie die, welche sie versöhnen sollten, aussaugen durch Prozesse und gelegentlich zur Sünde verleiten. Die Fundamente der Kirche, heisst es weiter zu Ps. 81, sind die Prälaten und vorzugsweise die römischen Kardinäle. Bewegt werden diese Fundamente bald durch Bitten, bald durch Geld. Von wo werden sie wegbewegt? Von der Gerechtigkeit, der Wahrheit, dem guten Willen, und endlich — von ihrer Stelle, wo sie Türme und Paläste bauten. Ob sie alle schlecht seien, schliesst der Kardinal, wisse Gott allein; ihre Würde sei trotzdem zu achten. In einer scharfen Tirade gegen den Nepotismus fährt der Dominikanerkardinal zu Ps. 82 fort: ich schweige von den Römern, die das Heiligtum erblich besitzen. Denn wir sehen die Päpste nur aus den Römern genommen. Wenn sogar ein Römer in irgend einer Kirche eine Präbende hat, wird sie nach seinem Tode einem andern Römer zu teil, und so wurden die Bischöfe der Stellenbesetzung beraubt. Durch alles dies wird die Kirche zerstört. Die Prälaten sollen ihre Untergebenen stärken und trösten, schreibt er wieder zu Ps. 88,

aber jetzt hat Gott sie zum Schrecken gesetzt; denn sie verstehen nur Furcht einzujagen und zu quälen. Überhaupt sind die beiden Schwerter heutzutage ihrem Zwecke untreu geworden; bei beiden handelt es sich nur um den Glanz. Die Zähne der Kirche, so allegorisiert er zu Prov. 10, sind die Lehrer und Prediger. Im Alter faulen die Zähne. Danach scheint es, dass die Kirche alt geworden ist, weil ihre Zähne grösstenteils bereits ausgefallen sind, die noch übrigen aber faul wurden. Diese Zähne versucht der Teufel einzuschlagen durch die Häufung von Benefizien als den härtesten Hammer. Desgleichen sind die Augen der Kirche blind geworden vor Alter, so dass sie nicht mehr sieht, wem und was für Leuten sie ihren Segen giebt. Wieder zu Is. 33: alle Prälaten sind verweltlicht. Darum giebt es kein Zeichen guten Beispiels mehr, um das sich das Volk scharen könnte, sondern alle stürzen in die Hölle. Zu Is. 37: Die höchste Spitze der Kirche ist die römische Kurie; ob heutzutage der Teufel in sie eingedrungen ist, könnt ihr an ihren Früchten erkennen. Teils, bemerkt er zu Luk. 21, ist die Kirche bereits zerstört, nicht was die Steine und die Einkünfte betrifft, aber hinsichtlich der Heiligkeit der Sitten und der Frömmigkeit (*fidei devotionem*). Und weil heute fast alle Prälaten und Geistliche mehr um die Steine als um die Erbauung der Seelen besorgt sind, wird die Kirche bald zu Grunde gehen. Grossenteils durch die Römer wird sie zerstört. Belagert ist sie von römischen Buben (*pueri Romanorum*). Fast in jeder Kirche sind Römer als Kanoniker angestellt und nicht bloss erwachsene, was noch erträglich wäre, sondern durch Buben, was fluchwürdig ist. Denn nichts zerstört die Kirche Gottes so, wie wenn Buben in den Kirchen herrschen. Endlich führen wir noch den Schmerzensruf des Kardinals zu Röm. 1 an: Die Römer waren das Haupt der Welt, aber heute kann man von dieser Stadt mit Isaias sagen: wie ist sie zur Buhlerin geworden, die treue und gerechte Stadt; die Gerechtigkeit wohnte in ihr, jetzt aber Mörder! Kann man sich über solche Äusserungen eines Kardinals und Dominikanermönches wundern, wenn man z. B. liest, wie der damalige Papst Gregor IX. für seinen Kampf um Sicilien ein Fünftel des Einkommens aller englischen Pfründen als Kirchensteuer verlangte, und da ausser den italienischen Besitzern alle sich weigerten, der Papst befahl, 300 Römer mit den zuerst vakant werdenden Pfründen in England zu belehnen?

Wo man in die Litteratur des 13. Jahrhunderts hineinblickt, tritt einem dasselbe Bild entgegen. Den englischen Chronisten Matthäus von Paris, wie die Räte und Schriftsteller Philipps des Schönen von Frankreich wollen wir beiseite lassen, weil sie als Feinde der Kurie verdächtigt werden könnten. Aber es war eine vertrauliche, ehrlich gemeinte Äusserung, wenn *Friedrich* von Aragonien nach einer Schilderung der kirchlichen Zustände an seinen Bruder schrieb, er habe den Gedanken, geistlich zu werden, aufgegeben und lege sich die Frage vor, ob die christliche Religion wirklich eine göttliche Einrichtung sei. Und wer könnte denn zweifeln, dass der Dominikanergeneral *Humbert de Romanis* in seiner dem neuen Papste Gregor X. überreichten Denkschrift die Wahrheit sagt, wenn er schreibt, Bischöfe hätten Nonnen und Äbtissinnen als Maitressen bei sich in ihren Palästen und seien weltlicher als die Fürsten. Es sei zu fürchten, dass ein ähnliches Strafgericht über die Kirche komme, wie einst über Jerusalem. Die römische Kirche lege den Menschen ein zu hartes Joch auf, darum hätten sich auch die Griechen von ihr getrennt. Nach dem Tode seines Vorgängers Klemens IV., während der dreijährigen Sedisvakanz, hätten die Kardinäle die Kirchengüter verschwendet.

Als infolge der politischen Wirren, in welche sich die Päpste gestürzt, ihr Stuhl im 14. Jahrhundert nach Avignon verpflanzt wurde, steigerten sich die Gebrechen an der Kurie durch Geldbedürfnisse infolge des Unterganges des Kirchenstaates und durch Zügellosigkeit des Wandels. Wie dann das grosse päpstliche Schisma, die gegenseitige Verfluchung der römischen und der französischen Päpste auf Religion und Sitte wirken musste, kann man sich vorstellen, ohne Zeugen zu vernehmen. Über die Zustände in Rom unter Bonifaz IX. (1389—1404), belehrt uns die eine Tatsache, dass, als der Papst die Engelsburg und den Vatikan neu befestigen liess, arme Geistliche als Tagelöhner Steine und Kalk herbeischleppten, in der Hoffnung, dafür mit Stellen belohnt zu werden. Aber die Stellen wurden an den Meistbietenden verkauft. Als endlich die Konzilien von Pisa, Konstanz und Basel der grossen Verwirrung in ganz Europa ein Ende machten durch dogmatische Beschränkung der Papstgewalt und Störung des masslosen kurialistischen Aussaugungssystems, war doch anders nichts erreicht als die Errettung des Papsttums vor dem drohenden Untergang. Die folgenden Päpste

sorgten mit Erfolg dafür, dass die gemachten Zugeständnisse bald wieder rückgängig wurden. Wenige Andeutungen genügen, um zu sehen, welcher Geist auch die damaligen Reformatoren beseelte. In jener schweren Zeit nahm man keinen Anstand, den Kardinal Cossa, einen der raffiniertesten, aber auch verrufensten Menschen als Johannes XXIII. zum Papst zu wählen. Bei seiner Erhebung erzählte man sich, er habe 200 Weiber und noch mehr Nonnen geschändet. Was die Prozessakten von ihm berichten, scheint die physische Möglichkeit zu übersteigen. Aber wenn es bis auf den letzten Buchstaben Verläumdung wäre, so bleibt als das traurige Zeichen der Zeit zu beklagen, dass man einen Mann solchen Rufes unter den schwierigsten Verhältnissen auf den päpstlichen Stuhl zu erheben wagte. Zu dem von ihm notgedrungen berufenen Konzil fanden sich Fürsten und Prälaten mit grossem Gefolge in Konstanz ein. Die Begleitung des Erzbischofs von Mainz bezifferte sich auf 500 Personen. Das zog wieder vieles Gesindel herbei. Über 700 schlechte Weiber wurden in dem kleinen Konstanz gezählt. Bei dem Beginne des Konzils von Basel forderten die päpstlichen Legaten ausdrücklich vom Magistrat, solches Treiben in der Stadt nicht zu dulden. Welche naive Anschauungen die Väter von Konstanz noch beherrschten, zeigte bei dem Beginne der Verhandlungen der Rangstreit zwischen den Engländern und den Franzosen. Jene beanspruchten den Vorrang auf Grund ihrer Legende, dass schon Joseph von Arimathäa in England das Evangelium verkündet habe. Dieser setzten aber die Franzosen die ihrige gegenüber, nach welcher sie das Evangelium von dem auferweckten Lazarus und seinen Schwestern empfangen hatten. Weniger naiv verkündeten bald nachher die Flammen des Scheiterhaufens, in denen Huss seinen Geist aufgab, dass man in Konstanz von der *Lehre* des Evangeliums noch sehr weit entfernt war. Und wenn die Väter von Basel die scholastische Meinung von der unbefleckten Empfängnis zum Dogma erhoben, das Vorspiel der jesuitischen Dogmatisierung durch Pius IX., so geschah dies nur, um Orthodoxie und Frömmigkeit zu beweisen und zu zeigen, dass zwar nicht der Papst, aber das allgemeine Konzil theologische Meinungen für geoffenbarte Wahrheiten erklären könne.

Kein Wunder, dass unter solchen Umständen die Päpste das Verlorene bald wieder einbrachten, um die mittelalterliche Herrlichkeit wenigstens in der Theorie wieder heraufzuführen und mit der Morgenröte einer neuen Zeit, dem inzwischen die Geister bezaubernden Humanismus zu verklären. Für die Wiederbelebung der klassischen Studien, für antike und neuere Kunst haben Päpste, wie Nikolaus V., Pius II., Leo X. sich unsterbliche Verdienste erworben. Aber mit den Kunstwerken der Alten auf Pergament und in Marmor wanderte auch in Rom die Üppigkeit und Frivolität des Heidentums wieder ein. Wer noch heute in den Vatikanischen Museen an den Schönheiten der heidnischen Götterwelt sich ergötzt, denkt nicht entfernt daran, dass er in der unmittelbarsten Nähe des „Stellvertreters Christi“ sich befindet. Die Jahrhunderte alten Gebrechen der Kirche wurden um das neue fundamentale vermehrt und vertieft, dass der Boden des bis jetzt nur veräusserlichten Glaubens anfang zu wanken und in antiker Weltanschauung zu versinken. Mit dem zunehmenden Unglauben verfiel natürlich auch der Kredit der Päpste in ganz Europa. Der frivole und ausschweifende Humanist Äneas Sylvius, der als Pius II. seine Rolle mit ernster Miene spielte, macht hinsichtlich seiner Bemühungen um einen Kreuzzug das denkwürdige Geständnis: „Wenn wir einen Kongress berufen wollten, so belehrte uns Mantua, dass dies ein eitler Plan sei. Wenn wir Legaten senden, um die Hülfe der Fürsten zu erflehen, werden sie verhöhnt. Belasten wir die Geistlichkeit mit Kirchensteuer, so appelliert sie an ein Konzil. Verkünden wir Ablass, um zu Geldbeiträgen aufzufordern, so beschuldigt man uns der Habsucht. Man glaubt, alles geschehe nur, um Geld aufzutreiben; niemand traut unsern Worten. Wie ein Kaufmann, der seine Gläubiger nicht befriedigen kann, sind wir ohne Kredit.“ Wer mochte das grosse römische Bankhaus wohl um seinen Kredit gebracht haben? Dass Pius II. sich auf kaufmännische Geschäfte wohl verstand, bewies er 1463, da er den im Kirchenstaat gegrabenen Alaun in der Bulla Coenae der Christenheit als den besten und billigsten empfahl, um mit dem Erlös den Türkenkrieg zu führen.

Nach seinem Tode, seit Sixtus IV., sank Rom immer tiefer in das Heidentum hinab. Unter ihm, einem frühern Franziskaner, waren in der Stadt die Strassenkämpfe permanent. Viele wollten

ihn, „weil ohne Gewissen und Religion“ von einem Konzil abgesetzt wissen. Grober Unsittlichkeit und Grausamkeit beschuldigte man ihn. Auch war er es, der den Reigen der Päpste eröffnete, welche neue Ämter an der Kurie schufen, und zu bestimmten Preisen oder an den Meistbietenden verkauften, nur um der päpstlichen Finanzen willen. Wer die nun folgende Skandalgeschichte am päpstlichen Hofe kennen lernen will, braucht nur die Tagebücher der Ceremonienmeister *Burcard* und *Infessura* zu lesen, die vom kirchlichen Standpunkte aus alles haarklein aus eigener Anschauung, mit grösster Ruhe, ohne Gehässigkeit erzählen. Wie es unter solchen Umständen in dem römischen Volke aussah, lässt sich leicht ermessen. Als Innocenz' VIII. Generalvikar allgemein auch den Priestern das Halten von Konkubinen verbieten wollte, schritt der Papst dagegen ein. 6800 wurden deren in der Stadt gezählt, ausser den unbekannten. Der ganze Klerus lebte nach der Aussage jener Männer im Konkubinat, fast alle Klöster, berichten sie, seien Bordelle. Mädchen den Schleier nehmen lassen, hiess es auch sonst bei Nikolaus von Clemanges, Picus von Mirandola u. a., sei so viel als sie preisgeben. Bei dem berühmten Hochzeitsmahle, welches Alexander VI. seiner Tochter Lucrezia im Vatikan bereitete, und das bis tief in die Nacht dauerte, war auch seine eigene Konkubine Julia Bella anwesend, spöttisch die Gemahlin Christi genannt. Schlüpfrige Komödien wurden aufgeführt, der Papst selbst geleitete die Vermählten ins Brautgemach, und noch vieles andere soll geschehen sein, bemerkt Burcard, was entweder nicht wahr ist, oder wenn es wahr ist, unglaublich erscheint. Ein anderes skandalöses Fest feierte der Papst am Allerheiligenabend 1501, indem er 50 schlechte Weiber in den Vatikan kommen liess, welche, völlig entkleidet, Tänze aufführten in Gegenwart des Papstes, der Lucrezia, seines berühmten Sohnes Cäsar u. a. Schliesslich wurde zum äussersten gegangen, und die sich am meisten in raffinierter Schamlosigkeit ausgezeichnet hatten, erhielten reiche Belohnung. Weihnachten 1502 veranstaltete man einen Maskenzug auf Eseln. Die Maskeraden hatten sich lange Nasen in der Form des männlichen Gliedes aufgesetzt, machten erst Fensterparade vor dem Papste und zogen dann weiter in der Stadt umher. Burcard, der nur Notorisches mitteilt, trägt kein Bedenken, den Inhalt eines Briefes, angeblich aus Deutschland, an Sylvius de

Sabellis wiederzugeben, der dem Papste selbst vorgelesen wurde: Er (Sylvius) sei sehr zu beglückwünschen, dass er der römischen Räuberhöhle entronnen. Bei diesem Verräther des menschlichen Geschlechtes (dem Papste) habe er kein Recht bekommen können. Die Zeit des Antichristes sei da; denn es könne niemand geboren werden, der ein offenerer Feind Gottes und der Religion Christi sei. Benefizien und kirchliche Ämter würden öffentlich an den Meistbietenden verkauft. Der Kardinal von Modena sei der Verkäufer, um den Geiz des Papstes zu befriedigen. Wie ein Cerberus stehe er an der Thüre, lasse nur die Reichen ein und überhäufe die Ärmern mit Schimpfreden. Würden, Dispensen, Ehescheidungen, alles sei für Geld zu haben. Es gebe kein Verbrechen, das im päpstlichen Palast nicht geschehe. Die Punier seien an Falschheit, Nero und Cajus an Grausamkeit übertroffen. Kaum liessen sich aufzählen, die gemordet oder lebendig in die Tiber geworfen oder vergiftet worden. Das Verderben wachse mit jedem Tag; selbst die Höchsten seien von Furcht erfüllt. Notzucht und Incest erfüllten den päpstlichen Palast, wo es schlimmer zugehe, als in den Bordellen. Nach Erwähnung der Schändlichkeiten am Allerheiligenabend im Vatikan, und wie einige Tage nachher der Papst auf dem Petersplatz Hengste auf Stuten losgelassen und sich daran am Fenster mit Lucrezia ergötzt, sagt der Briefsteller weiter, von den vorgeblichen Türkensteuern würden der Lucrezia Juwelen gekauft. Der römische Adel sei vertrieben, um die durch Incest erzeugten Kinder und Enkel des Papstes zu versorgen. Dass diese Schilderungen der Zeitgenossen und Augenzeugen auf Richtigkeit beruhten, sehen wir bestätigt durch einen noch ungedruckten Bericht (bei *Creighton History of the Papacy* 1887. IV, 280) des gleichfalls damals lebenden heiligmässigen Augustinergenerals *Ägidius* von Viterbo, der nicht versäumt, den Fleiss und die geistige Tüchtigkeit Alexanders rühmend hervorzuheben, aber dann natürlich sein verbrecherisches, namentlich wollüstiges Wesen (*voluptatum appetentissimus*) aufs tiefste beklagt: Alles sei voll von Verbrechen gewesen, namentlich in Rom selbst. Man konnte, so schliesst er, sich weder in der Stadt ohne Gefahr aufhalten, noch vor das Thor gehen: *nihil jus, nihil fas; aurum, vis et Venus imperavit.*

seines Bastards zu Gast laden, bei welcher Gelegenheit lukullisch geprasst wurde. Grosse Schulden hatte der Papst bei seinem Tode; der päpstliche Schatz war versetzt, nicht einmal die Leichenkerzen konnten bezahlt werden. Der Vatikan wurde von den Gläubigern, Kardinälen, Geldwechslern u. s. w. geplündert.

Man hätte nun sagen sollen, infolge dieser verruchten Beispiele an der höchsten kirchlichen Stelle sei ganz Europa in Unglauben und Heidentum versunken. Aber nein. Allenthalben, selbst in Rom, gab es noch Männer, die ihr Knie vor Baal nicht beugten. Wie früher die grössten Scholastiker, ein Teil der Bettelmönche und manche „Stillen im Lande“, deren Namen die Geschichte nicht kennt, sich christlichen Glauben und christlichen Sinn bewahrten, so wagten auch Männer des 14. Jahrhunderts, wie Alvaro Pelayo, welche das schroffste Papalsystem vertraten, der Kurie das Spiegelbild ihrer Unthaten öffentlich vor Augen zu halten. Die berühmten Mystiker, Tauler, Suso, Ruysbroek, im 15. Jahrhundert Thomas von Kempen mit seiner ganzen Kongregation, Gerson, Nikolaus von Clemanges, Nikolaus von Cusa, die Reformatoren Matth. von Janow, Johann von Wesel, Johann von Goch, Johann Wessel, Nonnen, wie Brigitta und Katharina von Siena, pflegten aufrichtig christliche Frömmigkeit und trachteten auf eine Besserung der kirchlichen Zustände hinzuwirken. Selbst in dem frivolen und dem Sinnengenuss ergebenen Italien fehlte es an solchen Männern nicht, welche in Schmerz und Scham ihr Antlitz verhüllten vor den unsagbaren Greueln an heiliger Stätte. Der Biograph der Päpste, *Platina*, einer der hervorragendsten Humanisten, auf dem Standpunkt des schroffsten Papalsystem stehend, hat die Papstgeschichte in durchaus religiösem Sinne dargestellt, indem er immer den Beruf und den eigentlichen Zweck des apostolischen Stuhles im Auge behält. Aber viele Mitglieder der „platonischen Akademie“ in Rom waren allerdings völlig heidnisch gesinnt. Fand doch das Laterankonzil unter Leo X. es für nötig, gegen Pantheismus und für die Lehre von der Unsterblichkeit der einzelnen Menschenseele einzutreten. Und ein offener Hohn gegen die christliche Religion war es, wenn damals der Kardinal *Bembo* an seinen Kollegen Sadolet schrieb, der einen schönen Kommentar zu den paulinischen Schriften nach Art des Erasmus hinterliess: Studiere

nicht die Briefe St. Pauli, damit jener barbarische Stil deinen Geschmack nicht verderbe; lass diese Kindereien, die eines ernstesten Mannes nicht würdig sind.

Allein das römische Heidentum war nicht das Schlimmste. Der Humanismus hatte auch seine gute Seite. Wenngleich religiös oberflächlich und etwas frivol, besaßen die *deutschen* Humanisten, Erasmus voran, doch kirchliches Interesse. Theologie und Kirchenwesen zu reformieren, darauf stand ihr Sinn. Was die Völker damals vergiftete, war der Mechanismus, die religiöse Veräusserlichung, welche die Kurie aufgebracht hatte, um ihre Macht zu vergrössern und Geld zusammenzuscharren. Selbst die heiligsten Dinge mussten diesen Zwecken dienen. Kein Recht, kein Gesetz, keine Überlieferung wurde geschont. Der Papst trug nach dem bekannten Ausspruche Bonifaz' VIII. alle Rechte im Schreine seiner Brust. Die päpstlichen Inquisitionsbullen lieferten hiervon schon den furchtbarsten Beweis. Die Interdicierung von Städten und Ländern, die Übergabe von Völkerschaften in Sklaverei und ähnliche Massregeln zeigten, dass die religiös-sittlichen Bedürfnisse und Rechte der Gläubigen nicht geachtet wurden. Gregor XI., der 1376, um den Kirchenstaat wieder herzustellen, die Katholiken für befugt erklärte, sich der Besitztümer und Personen aller Florentiner zu bemächtigen, verbot aus demselben Grunde jede Heirat mit einem Gliede der Familie Visconti von Mailand unter Strafe der Nichtigkeit. Gewalt war das oberste Recht in der Kirche geworden. Und dies übertrug man selbst auf Sünde und Rechtfertigung. Die Pönitential- und Taxenbücher hatten schon dahin geführt, dass das Volk glaubte, durch Zahlung von bestimmten Summen sich von den Sünden loskaufen zu können. So erkaufte man sich auch schon im 11. Jahrhundert die Teilnahme an den in den Klöstern von Mönchen und Nonnen erworbenen Verdiensten. Die Kreuzzüge brachten das päpstliche Ablasswesen in Schwung. Schon Cölestin III. verlieh 1195 den Besuchern einer Kirche in Metz an bestimmten Tagen Absolution von den Sünden ihrer Eltern. Die Scholastiker lehrten zwar seit Alexander von Hales, Ablässe für Verstorbene könnten nur „fürbittweise“ (*per modum suffragii*) gewonnen werden. Aber bald reisten die päpstlichen Ablasshändler (*Quæstuarii*) durch die Länder, Ablässe feilzubieten wie eine Ware. Bereits 1261 findet sich die Synode von Mainz zu dem Befehle veranlasst, solche

Händler zu arretieren und dem Bischofe vorzuführen. Allmählich geriet das „fürbittweise“ in der dogmatischen und ethischen Verwirrung bei der Kurie in Vergessenheit, und dekretierten die Päpste über das Schicksal der Verstorbenen wie über das der Lebenden. In der Kreuzbulle für den König von Portugal verlieh Julius II. 1505 dessen in der Schlacht fallenden Kriegern völligen Nachlass aller Sünden und befahl, dass ihre Seelen sofort in die himmlische Seligkeit zu versetzen seien. Durch den Kauf der Ablassbriefe, der in Spanien noch heutzutage betrieben wird, konnte man nach Belieben Seelen aus dem Fegfeuer befreien, wie auch gegenwärtig noch durch das Lesen einer Messe an einem sogenannten privilegierten Altar. Wie Reue und Bussgeist, ja die gesamte sittliche Anschauungsweise der Völker dadurch heruntergebracht werden musste, lässt sich leicht ermessen. An Stelle der christlichen Religion schlich sich eine Denkart ein, die, weil auch der natürlichen Sittlichkeit bar und geradezu abergläubischer Mittel zur Entsündigung sich bedienend, verderblicher wirkte, als es eine heidnisch-sittliche Erziehung gethan hätte. Nicht das Sodoma, in welches der päpstliche Hof damals Rom verwandelt, sondern diese geistige Völkervergiftung war es, was das Pochen an der Thüre der Schlosskirche von Wittenberg hervorrief.

VI.

Als der junge Bettelmönch *Luther* seine Thesen anschlug, ahnte er wohl selbst am wenigsten, was aus seiner Sache werden sollte. Leo X. liess sich bekanntlich aus seinem üppigen Wohlleben nicht aufschrecken und verachtete den Streit als ein elendes Mönchsgezänk. Ernster nahm ihn schon der berühmte Dominikanergeneral, Kardinal *Cajetan*, der Luther, welchem er auf dem Reichstag zu Augsburg in die Augen gesehen, als „Bestie“ bezeichnete, „mit tiefen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopfe“. Der Minorit *Onuphrius Panvinius*, der Biograph der Päpste, weiss bereits, dass das Jahr 1517 das schwerste und pestilenzialischste für die römische Kirche war, weil damals der scheussliche Name des Häresiarchen Luther von den äussersten Grenzen Deutschlands her zuerst vernommen ward. Auch über die Gründe der Kirchentrennung fällten die Zeitgenossen die seltsamsten Urtheile. Das Domkapitel von Mainz schrieb in kleinlichem Sinne an Karl V., nur die übermässige

Privilegierung der Mönche sei an diesem Unheil schuld. Näher kam der Sache schon der Kardinal *Madrucci* von Trient: „Wenn es doch in Deutschland nie Professoren der griechischen und hebräischen Sprache gegeben hätte, dann wären wir heute von dieser Revolution frei, und das unselige Deutschland wäre nicht in so viele Ketzereien gefallen.“ Leo X. aber hätte reiche Belehrung aus der an ihn gerichteten Vorrede des Kardinals *Ximenez* zu seiner Polyglotte schöpfen können, in der er sagt, sie solle dazu dienen, die halberstorbenen Studien der heiligen Schriften endlich wieder zu beleben. Wir wissen alle, wie rasch ganz Europa in Flammen stand. Es schien wie aus einem Traume zu erwachen. Der ganze Norden sagte sich mit Abscheu vom Papsttum los. Und auch die romanischen Länder wären wieder innerlich christlich geworden, hätte nicht die Inquisition, nach dem Ausspruch des sterbenden Paul IV. die einzige Stütze des apostolischen Stuhles, mit erneuter Kraft angefangen zu arbeiten. Während des Konzils von Trient herrschte in Rom die düsterste Stimmung. Der venezianische Gesandte *Soranzo* berichtet 1563, der Dekan des Kardinalkollegiums Carpi habe ihm gesagt, in seiner letzten Krankheit habe er Gott gebeten, ihn sterben zu lassen, um nicht das Leichenbegängnis Roms zu erleben. Auch die andern Kardinäle wüssten keinen Rat mehr, und *Morone* habe bei seiner Abreise nach Trient (zur Übernahme des Präsidiums) ihm geäußert, es sei um die katholische Religion geschehen. „Jetzt,“ schreibt derselbe Gesandte zwei Jahre später, „lebt hier alles still und ernst, die Kardinäle nach dem Vorbilde des Borromäus. Sie nehmen an öffentlichen Vergnügen keinen Teil, man sieht jetzt keine maskierten Kardinäle mehr, sie nicht mehr reiten durch die Stadt oder in offenen Karossen mit Damen oder im Jagdanzuge.“

Allerdings war ein grosses Gottesgericht über Rom hereingebrochen; aber es wurde dafür gesorgt, dass auch die Bäume des Luthertums nicht in den Himmel wuchsen. Von dem Schlage, den das Papsttum im XVI. Jahrhundert erlitt, hat es sich zwar nie wieder erholt, und die weitere Entwicklung der Menschheit wird jedenfalls auch in Zukunft eine völlige Wiederherstellung unmöglich machen. Aber rasch und in gerader Linie wurde es seinem Untergange nicht entgegengeführt. Das Konzil von Trient und der junge Jesuitenorden reinigten die Kirche, was die Disciplin betrifft, gaben ihr ein polemisches, antiprotestantisches Gepräge

und eroberten ihr einen grossen Teil des verlorenen Terrains wieder zurück. Wie eine weithin leuchtende Warnungstafel war der Protestantismus vor ihr Angesicht aufgepflanzt. Die schärfsten kritischen Augen, welche gewaltsam zu schliessen sie keine Macht mehr besass, beobachteten ihr Leben und Treiben. Üppige und lasterhafte Päpste kamen nicht mehr vor. Die Menschheit schöpfte ihren Nutzen aus der konfessionellen Konkurrenz. Dogmatisch wurde freilich nichts nachgegeben. Der junge Jesuitengeneral *Lainez* erklärte zu Trient, die alte Kirche erneuern wollen, beruhe auf dem Anstiften des Teufels. Wäre seinem Antrage Folge gegeben worden, so hätte man damals schon den Papst für unfehlbar erklärt. Aber trotzdem verstanden die Jesuiten es, bei dem krassesten Aber- und Wunderglauben, den sie verbreiteten, die Kirche salonfähig und weltförmig zu machen und ihre praktischen Forderungen mit den Zeitanschauungen und Bedürfnissen der Gesellschaft in Einklang zu bringen. Äusserlich wenigstens und solange sie mussten, legten sie, geschmeidig wie sie waren, der kulturellen Entwicklung kein Hindernis in den Weg.

In Deutschland musste die lutherische Bewegung die grösste Verwirrung hervorrufen. Jahrhunderte alte Rechtszustände wurden umgestossen, Untergebene erhoben sich gegen Vorsteher und Fürsten, man kämpfte mit der Feder wie mit dem Schwert. Luthers Lehre von der Rechtfertigung, nur theologisch geschulten Geistern verständlich, musste Missverständnis über Missverständnis hervorrufen, und da auch oft nicht die besten Geistlichen und Mönche sich ihm anschlossen, sind seine eigenen Klagen verständlich, dass die Menschen jetzt schlimmer seien als unter dem Papsttum. Vorläufig konnte man wenigstens in Deutschland von sittlicher Besserung, von fortschreitender Bildung und Kultur nicht reden. Auch hier galt das Wort: ein anderer ist es, der säet, und ein anderer, der erntet. In der menschlichen Entwicklung giebt es nichts Plötzliches, Sprunghaftes, Unvermitteltes. Luther selbst hatte die Kutte ausgezogen, aber den Bettelmönch zog er nicht aus bis zu seinem Ende. Seine auch für jene Zeit ungewöhnlich unflätige Redeweise eignete er sich ohne Zweifel in seiner frühern Umgebung an. Manches, was wir heutzutage als die Ausgeburt unkultiviertester Denkweise betrachten, ist ein Rest seiner mönchischen Erziehung. Macht er doch selbst das Geständnis, der Kurfürst von Sachsen könne

die ihm anerzogene Milde nicht ablegen „wie auch ich meine Möncherei nicht gar ablegen noch vergessen kann“ (LXI, 383). Hinsichtlich der Sinnlichkeit konnte er sich von der alten halb manichäischen Anschauung nicht emancipieren. „Gleich wie die eheliche Pflicht,“ schreibt er (XXII, 205), „nicht ohne Sünd geschieht, und Gott doch umb der Noth willen solchem Werk durch die Finger sieht, weil es nicht anders sein kann.“ LXI, 215: „Es ist zwar Sünde, was das Werk an ihm selbst angeht, mit einem Weibe Unzucht treiben, oder Jungfrauen schwächen, und natürlich und menschlich ist's, sintemal der Mensch durch die Erbsünde verderbt ist, aber glauben, dass die Ehe von Gott eingesetzt ist, das ist ein Artikel des Glaubens.“ Sehr oft kömmt er auf die alte Idee zurück, dass die Ehe das von Gott eingerichtete Mittel gegen die Unkeuschheit sei. Auch sonst blieb er bei der Naivität der damaligen Mönche stehen. Er weiss (LIX, 283), dass jemand, der darüber spottete, dass das Johannesevangelium gegen das Gewitter schütze, vom Blitz erschlagen wurde. „Also werden wir,“ meint er (LXI, 430) hinsichtlich der Auferstehung, „aus den Gräbern am jüngsten Tag auch auferstehen, gleich als hätten wir nur eine Nacht geschlafen, werden frisch und stark sein, die Augen nur wischen, und alsdann werden die Maden und Würmer alle von uns weg fallen.“ Er ist überzeugt (LXII, 4), „dieser Finger, daran dieser Ring steckt, muss mir (bei der Auferstehung) wieder werden“. Von Adam und Eva weiss er (LXII, 154): „Umb Mittag sind sie in den Garten gegangen, haben wollen essen; da hat sie des Apfels gelüstet, da ist der Fall geschehen, irgend umb 2 Uhr.“ Viel hielt er auf unmittelbare Gebetserhörungen. Als sein Feind, der sächsische Herzog Georg, starb, äusserte er, er habe ihn zu Tode gebetet (LXII, 177). Naturwissenschaftlich stand er auf dem Standpunkt des ungebildetsten Menschen. Die Bewegung der Erde in 24 Stunden, meinte er (LXII, 317), geschehe vielleicht durch einen Engel. Das kopernikanische System war ihm lächerlich. LXII, 319: „Der Narr will die ganze Kunst astronomiæ umkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeigt, so hiess Josua die Sonne still stehen, und nicht das Erdreich.“ Sehr verhängnisvoll war es, dass Luther den Hexen- und Teufelswahn aus Thomas von Aquin und den päpstlichen Bullen in die neue Kirche mit hinübernahm und so ihre Teilnahme an den furchtbaren Greueln dieses Aberglaubens veran-

lasste. „Es sind viel Teufel,“ schreibt er LIX, 287, „in Wäldern, Wassern, Wüsten und an feuchten, pfuhlichten Orten, dass sie den Leuten mögen Schaden thun. Etliche sind auch in den schwarzen und dicken Wolken, die machen Wetter, Hagel, Blitz und Donner, vergiften die Luft, Winde u. s. w. Wenn solchs geschieht, so sagen die Philosophi und Aerzte, es sei natürlich, schreibens dem Gestirne zu und zeigen, ich weiss nicht, was für Ursachen an solches Unglücks oder Plagen.“ Alle schweren Krankheiten und Leiden, meint er (LIX, 304), seien vom Teufel verhängt. Eine ganze Menge Teufelsgeschichten weiss er zu erzählen, zum Teil nach den alten Biographien der Wüstenväter. Jemanden, der sich dem Teufel verschrieben, hat dieser mit sich durch die Decke des Zimmers genommen, und niemand weiss wohin (LIX, 320). Auf dem Poltersberg in seiner Heimat ist ein Teich; wirft man einen Stein hinein, so wird die ganze Gegend von Unwetter heimgesucht, weil dort Teufel hausen (LX, 14). Nach Lukas 8, 27 ff. und Apg. 10, 38 „soll man nicht zweifeln, dass Pestilenz, Fieber u. a. grosse, schwere Seuche und Plagen des Teufels Werk seien, weil er auch der ist, der grosse Wetter, Brand, teure Zeit, dass das Getreide und die Früchte im Felde verderben, zurichtet und machet“. Der Teufel nimmt auch Weibsgestalt an und zeugt und gebärt als succubus Kinder. Die Kinder sind dann auch Teufel, wie ebenfalls Nixen Männer ins Wasser ziehen und mit ihnen Teufelskinder zeugen (LX, 37). Wechselbälge oder Kielkröpfe, d. i. vom Teufel unterschobene Kinder, empfiehlt er zu ersäufen, weil sie keine Seele hätten (LX, 40). Die Teufel sind gar nicht zu zählen, meint er, und „es sind nicht geringe Partekenteufel, sondern Landteufel, Hof- und Fürstenteufel“, von denen er glaubt, dass sie während der 5000 Jahre ihrer Existenz sehr klug geworden seien (LX, 42). Er selbst hat einen jungen Mann, der sich dem Teufel verschrieben, durch Handauflegung und Gebet wieder in die Kirche aufgenommen (LX, 48). Dann wieder erzählt er eine Menge Zaubereien, z. B. wie jemand einen Bauer samt Wagen und Pferd verschlungen, wie ein Mönch einen ganzen Wagen Heu aufgefressen u. s. w. „Mit den Hexen und Zaubern,“ schliesst er, „soll man keine Barmherzigkeit haben; *ich wollte sie selber verbrennen*“ (LX, 76, 78). Diese Äusserung ist um so bemerkenswerter, als Luther sonst kein Freund von Gewaltthaten

auf geistigem Gebiete war. „Man will,“ schreibt er noch gegen Ende seines Lebens (1544), „den Papst und die Bischöfe mit Gewalt ausrotten, da wird nichts aus. Gleichwie der Papst den Kopf zerstoßet, wenn er will das Evangelium ausrotten, also werden unsere Junkern den Kopf auch zerstoßen über dem Papst. Das Wort muss den Papst abbrechen, sonst thut ihm kein Waffen; denn er ist der Teufel. Vorzeiten sagte man: wenn man nach einem Geist häuet oder schlägt, so verwundet oder schlägt man sich selbst. Ein fein klug und wahr Sprüchwort. Wenn wir das Schwert über den Papst zucken, so werden wir uns selbst treffen“ (LXII, 94). Desgleichen, als man in Köln Mönche mit Gewalt vertrieb (LXII, 188): „Ah, das ist nicht gut, solche gewaltsame Thaten und Fürnehmen thun dem Evangelium einen grossen Stoss. Es kann das Papstthum nicht mit Gewalt zerstört noch erhalten werden, denn es ist auf Lügen gebaut und stehet darauf. Darumb muss solch Reich mit dem Wort der Wahrheit umgekehret und gestürzt werden. Ich bin denen Feind, die mit Gewalt so hineinplumpen und stürmen.“ Nur den Juden gegenüber ist ihm kein Mittel zu grausam, als dass er es nicht gebrauchen möchte. Er rät (XXXII, 332), „dass man ihre Synagoge oder Schule mit Feuer anstecke, und was nicht verbrennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, dass kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich.“ Oft, sagt er (p. 244), seien schon Juden verbrannt worden, weil sie Brunnen vergiftet, Christenkinder gestohlen und zerstückelt hätten; die Christen hätten nach dem Teufel keinen bitterern Feind als sie. Er rät ferner (p. 252) an: „erstlich, dass man ihre Synagogen mit Feuer verbrenne, und werfe hinzu, wer da kann, Schwefel und Pech, wer auch könnte höllisch Feuer zuwerfen, wäre auch gut . . . Zum andern, dass man ihnen alle ihre Bücher nähme, Betbücher, Talmudisten, auch die ganze Bibel, und nicht ein Blatt liesse, und verwahret auf die, so sich bekehrten“; auch solle man ihnen verbieten, den Namen Gottes auszusprechen, weil sie es nur thäten zur Lästerung. Sein letztes Wort ist (p. 276): „Die Juden sind junge Teufel, zur Hölle verdammt.“ Dieser Hass ging zum Teil aus der Beschäftigung der Juden mit Wucher hervor. Denn in der Beurteilung des Handels und der Geldangelegenheiten stand Luther noch ganz auf dem Standpunkt des Thomas von Aquin, der jeden national-ökonomischen Aufschwung prinzipiell unmöglich machte, und

in Wirklichkeit durchgeführt, die Völker in Armut und Barbarei gestürzt haben würde. In der Schrift „Von Kaufshandlung und Wucher (1524),“ fährt er scharf gegen die grossen Kaufleute los, gegen Handelsgesellschaften u. s. w. gemäss dem Satz, dass jeder nur gewinnen soll, dessen er bedarf, und zum Lohne für Gefahr und Arbeit. Die Lehren der Bergpredigt sollen unter den Christen gelten; nur weil die Welt böse ist, muss der weltliche Arm andere Grundsätze befolgen. Also was man zu viel hat, soll man leihen, ohne es wieder zu verlangen. So soll sich der Unterschied ausgleichen zwischen arm und reich. Und noch 1540 lehrt er gleichfalls, alles Zinsnehmen sei gemäss dem Alten Testament, Christus und allen Rechten strengstens verboten bei Verlust des Seelenheils. Wenn dasselbe auch anfangs, allgemein zu werden in der Welt, es verstosse doch gegen das Recht. Zinsnehmer dürften weder absolviert, noch zur Kommunion zugelassen, noch kirchlich beerdigt werden. Ganz wie Thomas von Aquin führt er wieder aus (LVII, 360): „Da kein Unterpfand eingesetzt, sondern schlecht nur Geld auf Zinse geliehen wird, und man die Hauptsumme auf eine gewisse Zeit zu fordern hat, da ist nichts recht. Denn Geld ist eine unfruchtbare Waare, trägt und heckt nicht wieder Geld, da man's gleich säet, wie Getreide thut, das kann ich nicht verkaufen durch meine Geschicklichkeit. Darumb sind die jetzigen Händel mit dem Gelde unrecht und wider Gott, die Land und Leute verderben und aussaugen.“

Von dem, was er säete, hatte Luther keine Ahnung. Es kam alles ganz anders, als er es sich vorgestellt. Wir erwähnten bereits, wie bitter er die augenblicklich schlimmen Früchte seiner Erhebung gegen das Papsttum beklagte. Doch war das nicht die grösste Enttäuschung, die er erlebte. Als man ihm von dem völligen Unglauben eines Studenten berichtete, seufzte er (LVII, 328): „Was will daraus werden? O, wie gräuliche Zeiten werden wir haben! Da sollte die Oberkeit Ampts halber solche Epikurer ernstlich strafen wie andere öffentliche Übelthäter.“ Als er von seiner Steinkrankheit wieder genesen, äusserte er (LXI, 413): „Wäre ich gestorben, so wäre es vielleicht den Papisten zum Untergange gereicht. Denn wenn ich werde todt sein, so werden sie allererst sehen, was sie an mir gehabt haben. Denn andere Prediger werden nicht können Mass halten noch die *ἐπιεικείαν* treffen, so ich gehalten

habe. Und man hat solches allbereits an Münzer, Karlstadt und Zwingli, Wiedertäufern in Münster wohl gesehen und erfahren. Es werden dieser Gesellen noch mehr kommen.“ Und 1544 meinte er in einem Gespräch mit Melanchthon: „Es wird ein Jeglicher wollen Rabbi sein, wie Osiander und Agrikola, daher werden denn grosse Ärgerniss und Zerrüttung kommen. Darumb wäre es das Beste, man verkäme es mit einem Concilio.“ Aber die Papisten, warf er sich ein, seien nicht ehrlich genug, um mit ihnen zu verhandeln.

Doch wie war es nach Luthers Lehre von dem allgemeinen Priestertum, mit welcher er Wiklefs und Huss' Ideen weiter verfolgte, anders möglich, als dass jeder Rabbi sein wollte und die Autorität eines andern Menschen verschmähte? Priestertum und Sakramente verloren Wert und Bedeutung durch seine Rechtfertigungslehre. Und wenn er sich auf die Bibel allein berief, so musste die Zeit kommen, dass, wie er selbst eine Auswahl getroffen, jeder sich seinen Kanon zurecht machte, oder vielmehr, dass, wie er dabei nur nach subjektivem Dafürhalten verfahren, mit der wachsenden Ausbildung der kritischen und historischen Forschung die h. Schrift immer rücksichtsloser behandelt wurde, bis sich alles in nichts auflöste. Den „Sakramentirern“ gegenüber war er auf einen halbkatholischen Standpunkt zurückgekehrt, der sich aber so handgreiflich widerspruchsvoll erwies, dass er leicht voraus sagen konnte, die zukünftigen Prediger würden seine ἐπιεικεία nicht bewahren. Kurz, die Wegwerfung des Priestertums und der dogmatischen Überlieferung der Kirche musste dahin führen, dass jeder einige ethische Reminiscenzen aus dem Neuen Testament oder der kirchlichen Überlieferung sich nach Belieben auswählte, und das als sein Christentum bezeichnete. Mit andern Worten: Das Luthertum in seiner letzten Konsequenz war die Zerstörung der Kirche.

Anderseits lag gerade hierin die grosse kulturgeschichtliche Bedeutung der Reformation. So sehr die lutherische Orthodoxie, der Buchstabenglaube und die mechanische Inspirationslehre des 17. Jahrhunderts die menschliche Entwicklung gehemmt hat, ebenso gewaltig musste die volle Entfesselung aller geistigen und moralischen Kräfte im Rationalismus Kultur und Wissenschaft, Handel und Industrie, überhaupt alles Irdische weiterbringen, und, was die Grundlage jedes Fortschrittes war, den

unter dem Papsttum wie unter der lutherischen Orthodoxie unmöglichen Begriff der Toleranz erst erzeugen. Luther that den ersten Schritt, und die weitem, welche er nicht wollte, folgten von selbst. „Gott,“ sagt er von sich selbst, ohne die volle Erkenntnis der Richtigkeit dieses Satzes, „hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind.“ Jene geistige Befreiung in der neuern Zeit musste selbstverständlich auch den „Gläubigen“, Protestanten wie Katholiken, zu gute kommen, und durch ihre Ablehnung äusserster Schlussfolgerungen wurde anderseits wieder das Gleichgewicht hergestellt. Auch dem einseitigen Rationalismus, der ausschliesslichen Pflege der irdischen Interessen, sollten „die Bäume nicht in den Himmel wachsen“. Die göttliche Vorsehung, nicht die menschliche Erfindungskraft ist es, welche die Gegensätze ausgleicht, den Menschen zunächst auf das Irdische verweist, dann aber das Bewusstsein einer höhern, ewigen Bestimmung in ihm weckt, welches selbst durch die schönste Blüte irdischen Glückes nicht befriedigt wird.

Welchen Weg die christliche Kultur in Zukunft einschlagen wird, kann niemand wissen. Aber eine dunkle Ahnung erfüllt viele, auch katholische Gemüter, dass Naturwissenschaft, Geschichtsforschung und Philosophie einen Rückfall in mittelalterliche Zustände, wie das Papsttum unter Begünstigung einzelner auf diesem Gebiete ganz unkundiger weltlicher Regierungen ihn mit allen Mitteln erzwingen will, zu einem Dinge der Unmöglichkeit machen. Der Papst als der Herr der Welt, wie ihn Windthorst verkündete, gehört seit der Reformation in die Märchenbücher der Kinder. Aber wie die französische Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts an der beabsichtigten Ausrottung des Christentums bald selbst verzweifelte, so erkennt auch das Ende dieses Jahrhunderts in dem Atheismus und der Lehre von dem Menschen als einer höhern Tiergattung den Untergang der Gesellschaft. Da wird die Vorsehung schon dafür sorgen, dass eine goldene Mitte gefunden wird, welche die zerrinnenden Ideale von neuem nährt, ohne durch Verachtung der irdischen Wirklichkeit die Menschheit in die Barbarei zurückzuführen. Der christliche Enthusiasmus der ersten Zeit besass seinen historischen Hintergrund in der Voraussetzung des nahenden Endes der Welt. Ein neuer Montanismus wäre am Ende des 19. Jahrhunderts noch verderblicher, als am Ende des zweiten. Die Aufgabe, deren Lösung dem

zwanzigsten gestellt wird, ist die Anpassung der nicht subjektiv ersonnenen, sondern historisch im organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit überlieferten christlichen Lehren an die berechtigten Forderungen der modernen Zeit. Je glänzender die Kultur sich entfaltet, desto deutlicher wird das Bewusstsein werden, dass sie ohne bestimmte und klare Religionsvorstellungen mehr Unheil und Unlust als Glück und Befriedigung verbreitet. Und je tiefer die Wissenschaft, auch die nicht einseitig als aufklärend zu preisende Naturforschung in die Geheimnisse des Universums eindringt, desto begründeter wird die Erkenntnis der Wahrheit des paulinischen Wortes werden: „All unser Wissen ist Stückwerk“, und desto unabweisbarer das Bedürfnis, für die Einrichtung des Lebens ein zusammenhängenderes und festeres Fundament, als es das unzulängliche Wissen bieten kann, im christlichen Glauben zu gewinnen. Leicht wird die Aufgabe nicht sein, das Wie und Inwiefern zu finden, welches dem modernen Menschen die alten christlichen Lehren fruchtbar zu machen im stande ist. Aber zu finden muss es sein, weil die christliche Kultur doch nicht enden kann, da sie kaum ein Drittel der Menschheit, und auch dieses zum Teil bloss äusserlich gebildet hat, einen Ersatz aber für dieselbe zu ersinnen doch nicht leicht jemand im Ernst unternehmen wird. Das Fiasko, welches Männer wie Strauss, Feuerbach, Schopenhauer und ihre Geistesverwandten mit solchen Versuchen erlitten haben, ist belehrend genug. Der Wohlhabende und Gebildete mag sich in guten Tagen mit Kunst und Wissenschaft, mit Erleichterung und Verschönerung seines Daseins über das Leid des irdischen Lebens hinwegtäuschen; aber die Tage der Thränen, und die Schicksale des bei weitem grössten Theiles der Menschheit müssen doch auch den selbstsüchtigsten Epikuräer vor dem Verlassen eines Weges warnen, der so viele Tausende zu freudigem Arbeiten und Dulden im Leben, wie zu ruhiger und hoffnungsreicher Stimmung im Tode führt.

J. LANGEN in Bonn.
